

Stephan Goertz

# Konstruierte Kulturkämpfe

**Wer von Kulturkämpfen spricht, unterschätzt die komplexe innere Vielfalt und Differenziertheit von Kulturen.**

**Wer Menschen nur als Produkt ihrer Kultur sieht, unterschätzt ihre Fähigkeit, die eigene Identität zu gestalten. Damit aber werden Menschen ihre Freiheit und ihre Würde abgesprochen.**

**Anmerkungen zu einem gefährlich vereinfachenden Diskurs.**

● Es war bereits wieder etwas stiller geworden um dieses Schlagwort. Aber die globale Ereigniskette, die sich zu Beginn des Jahres 2006 nach der Veröffentlichung und gezielten Skandalisierung der Karikaturen des Propheten Mohammed in einer dänischen Zeitung auf ungeahnte Weise in Gang setzte, hat es scheinbar endlich ins Recht gesetzt. Samuel Huntingtons 1993 in Umlauf gebrachte Formel vom Kampf der Kulturen (Clash of Civilizations) gehört längst über die politischen Lager hinweg zur rhetorischen Grundausrüstung, wenn es darum geht, den gewaltsamen Aufruhr in vielen muslimischen Ländern auf den Nenner zu bringen. Von den einen mit dem Gestus einer bangen Besorgnis vorgebracht, von den anderen mit der Überzeugung, der Kampf der Kulturen sei längst eine Realität, der man nur aus idealistischen Träumen von ei-

nem Dialog der Kulturen nicht habe ins Auge sehen wollen.

Die Reaktionen auf die Mohammed-Karikaturen werden als Fortsetzung eines Konflikts verstanden, in dem nicht zum ersten Mal auf die Inanspruchnahme von legitimen Freiheitsrechten mit Gewalt geantwortet wird. Der Mord an dem niederländischen Filmemacher Theo van Gogh<sup>1</sup> samt der darauf folgenden Auseinandersetzungen gilt vielen als Beleg eines Kulturkampfes inmitten westeuropäischer Gesellschaften. Von einem friedlichen und respektvollen Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen scheinen wir weit entfernt zu sein. Stichworte genügen: Zwangsverheiratungen, »Ehrenmorde«, Lehrer, die vor der Aggressivität ihrer Schüler kapitulieren, Schülerinnen, die die Burka tragen und daraufhin der Schule verwiesen werden. Der Integrationspolitik wird Versagen auf breiter Front bescheinigt. »Mit Beginn des neuen Jahrhunderts scheint der Multikulturalismus seinen Zenit überschritten zu haben.«<sup>2</sup>

Mit etwas Abstand zu den aufwühlenden Bildern und öffentlich inszenierten Empörungsgesten sollte eine »neue kulturelle Nachdenklichkeit«<sup>3</sup> einsetzen. Denn nicht zu übersehen ist, wie in deren Windschatten Positionen aufgebaut werden, die das bisherige Zusammenle-

ben unterschiedlicher Kulturen überhaupt in Frage stellen. Der immer wieder hervorquillende Ruf nach einer diffus bleibenden Leitkultur bedient weit eher tief sitzende Ressentiments als dass er instruktiv für eine wirklich tragende politische Strategie wäre. Was aber hat es mit diesem immer wieder benutzten Begriff der Kultur auf sich, mit dem wir uns und andere bezeichnen und nicht zuletzt auch bewerten?

### Zum Verständnis und zur Funktion von Kultur

- In der Rede vom Kampf der Kulturen, diesseits oder jenseits der eigenen staatlichen Grenzen, wird nicht selten mit einem Begriff von Kultur hantiert, der sich bei näherem Hinsehen als wenig belastbar erweist. Zunächst: Kulturen gibt es nicht einfach, sie entstehen in der Vorstellungswelt von Beobachtern. Wir bedienen uns ihrer, um die Welt für uns verstehbarer zu machen. Sie scheinen so etwas wie der Kitt zu sein, der die zersplitterte Welt der Moderne zusammenhält. Eine gemeinsame Kultur dient als bergende Umhüllung der vereinsamten Individuen in der modernen Gesellschaft. Kultur entlastet von der uns zugemuteten Notwendigkeit, dem eigenen Leben in eigener Regie Sinn geben zu müssen.

Mit Hilfe der Vokabel Kultur unternimmt eine Gesellschaft den Versuch zu bestimmen, was in ihr von welcher Bedeutung sein soll. Unter diese Kultur fallen längst nicht mehr nur die hochkulturellen, bildungsbürgerlichen Ausdrucksformen, sondern die schier unübersehbare Menge an menschlichen Erzeugnissen, vom avantgardistischen Kunstwerk bis zum Mobiliar des scheinbar banalen Alltagslebens. Aber die Zeit ist vorbei, in der die eigene Kultur eine fragile, eindeutige Sicherheit verheißen konnte.

Wie ist es dazu gekommen? Der Soziologe Dirk Baecker bietet uns eine Erklärung an. Zwei Szenen führt er uns vor Augen: »Man muß sich das vorstellen: Ein Gläubiger kniet nieder und beginnt ein Gebet. Ein Intellektueller stellt sich neben ihn und sagt: ›Wie interessant! Weißt du, dass andere Völker an ganz andere Götter glauben?‹ Wie kann der Gläubige, der an seinen Gott glaubt, darauf reagieren? Natürlich lehnt er die Zumutung des Vergleichs ab, hält den Intellektuellen für einen Neunmalklugen und die anderen Völker für ungläubig. Aber in Wahrheit ist er bereits erschüttert. In Wahrheit hat ihn bereits eine Unruhe erfasst. Wie kann er glauben, wenn andere anders glauben? Was kann er wissen, wenn andere anderes wissen? (...) Eine Ehefrau, vielleicht Flauberts Emma Bovary oder Fontanes Effie Briest, durchaus willens, ihre ehelichen Pflichten ernst zu nehmen, treffen auf einen Intellektuellen (...), der ihnen andeutet: ›Wie interessant! Weißt du, dass nur der europäische Spießbürger es so ernst mit der Ehe nimmt (...)‹ Entrüstet weist die Ehefrau die Andeutung zurück, weiß sich ihrer Ehe sicher – und beginnt

»Kultur wird zum Vehikel  
für verängstigte und sich abgrenzende  
Identitätspolitik.«

doch bereits, mit anderen Gedanken zu spielen. Sie sieht ihren Mann mit anderen Augen. Sie nimmt an sich selbst Bedürfnisse, Fähigkeiten und Einfälle wahr, die ihr nie zuvor aufgefallen waren.«<sup>4</sup> Das »Wie interessant« genügt, um eine unaufhaltsame Selbstreflexion in Gang zu setzen. Von nun an ahnt oder weiß man, »daß man dabei beobachtet wird, wie man selbst die Welt beobachtet und sich in ihr anstellt«<sup>5</sup>.

Als Refugium unmittelbarer Gewissheiten hat Kultur damit ausgedient. Politische Versuche, einen nationalen kulturellen Kanon zu for-

mulieren, wie in Dänemark geschehen, wirken deshalb auf Beobachter als hilflose Selbstvergewisserungspraxis. Kultur wird zum Vehikel für verängstigte und sich abgrenzende Identitätspolitik.

Kulturelle Bedeutung ist konstruierte Bedeutung. Was zugleich heißt: Es könnte eben auch anders sein. Jede Bestimmung geht zudem mit einer Unterscheidung einher. Jede Kultur ist die andere Kultur einer anderen Kultur: »der Wilde für den Zivilisierten, der Franzose für den Deutschen, der Prolet für den Bürger, der Protestant für den Katholiken, der Orientale für den Europäer usw.«<sup>6</sup> Dass nun in einer kommunikativ vernetzten Weltgesellschaft ständig kulturelle Unterschiede beobachtet werden, erstaunt niemanden. Problematisch wird die Fokussierung auf die Ebene des Kulturellen dann, wenn sich dadurch die Wahrnehmung politischer oder ökonomischer Konflikte verschiebt. Selbst- und Feindbilder werden konstruiert, um schnelle Erklärungen parat zu haben. In einer Welt, deren Komplexität uns ängstigen kann, wird die Zurückführung von Konflikten auf einfache kulturelle Differenzen zur willkommenen (Selbst)Täuschung. Krisenherde, wie etwa den Kaschmirkonflikt, als Kulturkampf verfeindeter Religionen – hier die Muslime, dort die Hindus – zu deuten, unterschätzt die komplexe Struktur solcher Auseinandersetzungen und entlässt politische Akteure oder Konflikt-Profiteure zu leicht aus ihrer Verantwortung.<sup>7</sup>

## Kulturelle Identität durch Abgrenzung

- Kultur ist also ein Sicherungsanker für die eigene Identität, sie reduziert die Vielfalt an Möglichkeiten zu leben, zu denken, sich auszudrücken, Vorlieben auszubilden. Sie kann zur

Quelle von Stolz werden. Eines Stolzes, den man sich nicht selbst erarbeiten muss, an dem man ohne eigene Vorleistung teilhaben kann. Durch die schlichte Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft und deren Tradition. Die Zweischneidigkeit dieses Effektes von Kultur ist offensichtlich. Und ein zweites Merkmal muss genannt werden: In einer modernen Gesellschaft kann es Kultur nur noch im Plural geben. Niemand lebt in bloß einer kulturellen Sphäre. Und jede kulturelle Ausdrucksform bildet in sich eine Gemengelage unterschiedlicher Einflüsse. Was ist etwa eine authentisch deutsche Lebensform? Oder

»Niemand lebt in bloß  
einer kulturellen Sphäre.«

auch nur eine westfälische, bayrische, bürgerliche, jugendliche, intellektuelle usw. Gilt dies für die Religionen nicht gleichermaßen? Was ist eine authentisch christliche, katholische, eine muslimische Kultur? Dabei ist zugleich mitzudenken: jeweils im Unterschied zu anderen, zu den Nicht-Christen, den evangelischen Christen usw. Bei jeder Antwort wird man auf Elemente stoßen, die die »eigene« Kultur in der Begegnung mit anderen Kulturen ausgebildet hat.

Die christliche Rezeption griechischer Philosophie über den Weg der Übersetzung jüdischer und islamischer Denker im Mittelalter ist ein bis heute mahnendes Beispiel, bei der Suche nach genuinen und reinen kulturellen Formen misstrauisch zu werden. Woran sollte sich also eine Migrantin, ein Migrant in Deutschland konform anpassen? Sie und er haben die freiheitliche Verfassung und die demokratischen Verfahren zu respektieren wie alle anderen auch. Und sie/er haben einen Anspruch, als Person respektiert zu werden, die innerhalb der Grenzen, die sich aus der notwendigen rechtlichen Ordnung der Freiheit ergeben, ein eigenes Leben zu führen in der

Lage ist. Dies ist in der Tat ein Erbe unserer jüdisch-christlichen, aber auch griechischen und römischen Tradition, die sich der Herausforderung eines aufgeklärten Gesellschaftsmodells nach mühsamen Lernprozessen gestellt hat.

Wenn heute vor »Parallelgesellschaften« gewarnt wird, dann sollte nicht vergessen werden, dass es Formen der kulturell-religiösen Absonderung in Deutschland auch in der Vergangenheit gegeben hat. Der Katholizismus verstand sich als eine kollektive Form der Sinndeutung, als eine soziale Lebensmacht, die das Leben der Katholiken »von der Wiege bis zur Bahre« (Michael Klöcker) nach den eigenen moralischen und

### »die eigene Identität durch Offenheit verwirklicht zu sehen«

religiösen Vorstellungen umfassend bestimmen wollte. Die Grenze zu allem Nicht-Katholischen wurde dabei streng markiert und ihre Beachtung eingefordert. Eine »Mischehe« zwischen katholischen und evangelischen Partnern, so hieß es in schon sprachlich diskriminierender Weise, galt als Verstoß gegen die katholische Identität. Und lehrreich ist auch, wie sich diese keineswegs freigewählte, sondern durch gesellschaftliche Nichtanerkennung im Kaiserreich bedingte konfessionelle Milieubildung durch externe und interne Faktoren langsam aufzulösen begann: durch die stärkere Partizipation der Katholiken am gesellschaftlichen Leben in der Nachkriegszeit, durch die Vermischung der Konfessionen in Folge der Bevölkerungsbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg, durch die mediale Wahrnehmung anderer Lebensstile und schließlich durch die eigene Öffnung hin zu den autonomen Wirklichkeiten der Welt (vgl. GS 36) im Zuge eines neuen theologischen Selbstverständnisses, das dazu ermutigte, Kirche in der Welt von heute sein zu wollen. An die Stelle der bemühten Abgrenzung

trat die erklärte Bereitschaft zur Partizipation. Die eigene Identität durch die Offenheit für die anderen nicht bedroht, sondern verwirklicht zu sehen, ist eine enorme Leistung und Selbstverpflichtung des II. Vatikanums.

## Jenseits des Container-Modells

● Wenn sich in Großbritannien ein junges Mädchen einer konservativen Immigrantenfamilie mit einem englischen Jungen verabreden möchte, dann ist dies eine multikulturelle Initiative. Wenn ihr dies aber von der eigenen Familie verwehrt wird, dann bewegen wir uns vom Multikulturalismus weg, hin zu einer Separation der Kulturen. Mit diesem Beispiel hat Amartya Sen jüngst veranschaulicht<sup>8</sup>, was den Unterschied zwischen einem Gebrauch und einem Missbrauch des Multikulturalismus ausmacht. Und dass es eine »Bringschuld« von allen Beteiligten gibt. Maßstab dafür ist die Bereitschaft, kulturelle Identität nicht der sich in der Freiheit verwirklichenden Würde der Person überzuordnen.

Wie wir die Menschen zu sehen gewohnt sind, prägt unseren Umgang mit ihnen. Sehen wir sie als eingeschlossen im Container einer von ihnen nicht gewählten Identität, der ihnen durch ihre Gemeinschaft bereitgestellt wird, etwa der religiösen? Oder aber sehen wir, dass sie in die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche involviert sind? Dass sie einen Beruf ausüben, sich politisch engagieren, eine bestimmte Sprache sprechen, einer sozialen Schicht angehören, bestimmte Geschmacksvorlieben ausprägen – und nicht zuletzt: ein bestimmtes Geschlecht haben? Werden wir ihnen gerecht, wenn wir sie in erster Linie als Mitglied einer partikularen Gemeinschaft betrachten, oder nicht eher, wenn wir sie als Teil einer zivilen Gesellschaft anerkennen? Im ersten Fall, so Sen, haben wir den Fall eines

pluralen Monokulturalismus vor uns, im zweiten Fall wirklichen Multikulturalismus. Nur diese zweite Form stellt die kulturelle Freiheit über die vereinnahmende kulturelle Gemeinschaftszugehörigkeit.

Kulturelle Separation verhindert die Ausbildung eines echten multikulturellen Zusammenlebens. Für den Bildungssektor bedeutet dies etwa, es Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen, die kulturellen Wechselwirkungen und gegenseitigen Beeinflussungen kennen zu lernen, und sie gleichzeitig zu befähigen, ein selbstbestimmtes Leben als Mitglied einer zivilen Gesellschaft führen zu können, das nicht dazu verdammt ist, in den Grenzen der Herkunftsgemeinschaft verbleiben zu müssen. Bildungsfragen, das ist in Deutschland zuletzt wieder durch den Besuch des Gesandten der UN-Menschenrechtskommission, Vernor Muñoz Villalobos, im Februar 2006 ins Bewusstsein gerückt, sind Fragen mit höchster ethischer Dringlichkeit.

Individuen sind frei, flexible Identitäten auszubilden und sich selbst im Lebensverlauf überraschen zu können. Wir sollten sie nicht als Gefangene einer bestimmten Identität behandeln, sondern ihnen vor allem Partizipationsrechte einräumen. Konkret: Sie teilhaben lassen an ökonomischen, politischen und sonstigen sozialen

### »Einbeziehung und Teilhabe«

Zusammenhängen. Diese Form der Einbeziehung und Teilhabe am gesellschaftlichen und demokratischen Geschehen, als Inklusion bezeichnet, dürfte die wirksamste Form von Integration sein. »Solange freilich ökonomische, politische und rechtliche Ungleichheiten mit ethnischer Schichtung und Segmentation einhergehen, dürfte das Konfliktpotential eher wachsen.« Dagegen »dürfte eine rechtliche und politische Gleichstellung von Migranten, eine aktive Ein-

wanderungspolitik sowie ein langsamer Abschied vom Abstammungsprinzip als Sukzessionsprinzip des nationalstaatlichen Personals zwar nicht hinreichende, aber zumindest notwendige Bedingung für eine Entfernung des Diskurses vom stahlharten Gehäuse der (ethnischen) Zugehörigkeit sein.«<sup>9</sup> Ziel muss es sein, zur selbstbestimmten Teilhabe an einer zivilen Gesellschaft zu befähigen, vor allem durch Teilhaberechte und gerechte Bildungschancen.

### Der Vereinfachung widerstehen

● Es ist nicht der Islam an sich, der sich in Akten der Gewalt zur Wehr setzt oder nach Dominanz strebt. Der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann spricht in seinem Buch »Die Erfindung des Ich« (Konstanz 2005) tiefere Ursachen an. Es ist die nach Anerkennung strebende Energie einer verunsicherten Identität, die sich an den Rändern der Moderne Gehör verschaffen will. Das Gefühl, verachtet zu werden, überflüssig oder abgeschrieben zu sein, kann nicht auf Dauer ertragen werden. Die Religion lässt sich als starke Ressource von Identität in solchen Fällen wirksam instrumentalisieren.

Als Reaktion auf die Gefühle von verletzter Würde nun das Feindbild einer zurückgebliebenen, lernunfähigen Religion zu zeichnen, spielt dieser Instrumentalisierung gewollt oder ungewollt in die Hände. In dieser Situation sozialer Verwerfungen einen Kampf der Kulturen auszurufen, droht dann zur selbsterfüllenden Prophezeiung zu werden. Man konstruiert kulturelle Blöcke, deren Kampf dann anschließend in grober Verkürzung des Ursachengeflechts als Grund der zahlreichen Spannungen behauptet wird. Auf die simple Formel »Die sind doch alle gleich« reagiert die Behauptung eines widerständigen »Wir«.<sup>10</sup>

## Der christlich-menschliche Blick

● Wie sehen wir die Menschen an? Mit dieser Frage leitet Sen seine Überlegungen ein. Welches Bild machen wir uns von ihnen? Nach welchen Kategorien ordnen wir sie ein, was sind die Maßstäbe für die Beurteilung ihres Handelns? Zu diesen Fragen wird christlicher Glaube nicht schweigen wollen. Sein Blick auf den Menschen unterscheidet zunächst nicht, wenn es darum geht, was die Würde eines jeden Menschen ausmacht. Diese Würde ist allen Menschen zugesprochen jenseits der konkreten ethnischen, kulturellen, religiösen, sozialen und geschlechtlichen Zugehörigkeit. Hier gilt kein Wir und Sie. Hier gibt es keine anderen.

Das Christentum verbietet Denken und Handeln nach der Logik des Clans, es greift über alle sozialen und kulturellen Vergemeinschaftungen hinaus.<sup>11</sup> Die säkulare Idee einer Menschheitsfamilie hat jüdisch-christliche Wurzeln in der Vorstellung der gemeinsamen Gotteskindschaft, die uns alle zu Brüdern und Schwestern macht. Der Blick aber wendet sich zugleich dem konkreten Nächsten zu. Diesem

soll geholfen werden, wo immer es Not tut. Und allen soll dazu verholfen werden, ein freies, selbstbestimmtes Leben führen zu können. Der christliche Blick auf den anderen sieht in diesen den zur Freiheit berufenen Mitmenschen. Deshalb darf keines Menschen Würde verletzt werden. Und deshalb ist die christliche Option nicht die, Menschen in ihrer je kulturellen Verwurzelung allein zu lassen und den Imperativen ihrer Gemeinschaft achtlos zu überlassen. Ein solches

### »Kein Denken und Handeln nach der Logik des Clans.«

Desinteresse sollte sich nicht als Toleranz ausgeben. Es wird zum Verrat an den eigenen christlichen ethischen Ansprüchen. Sens Plädoyer: Es muss Schluss sein mit der rigiden, tyrannischen Einordnung von Menschen in säuberlich abgetrennte Identitätsschubladen. Dazu kann von »uns« eine kulturelle Tradition in Anspruch genommen, die kulturelle Zugehörigkeit ernüchtert, Pluralität anerkennt und auf die zivilisierende Kraft der moralisch geforderten Inklusion aller setzt.

<sup>1</sup> Dazu: Geert Mak, *Der Mord an Theo van Gogh. Geschichte einer moralischen Panik*, Frankfurt a.M. 2005.

<sup>2</sup> Michael Sievernich, *Multikulturalismus am Ende*, in: *StdZ* 224 (2006) 1-2, 1.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Dirk Baecker, *Wozu Kultur?* Berlin <sup>3</sup>2003, 48f.

<sup>5</sup> Ebd. 49.

<sup>6</sup> Armin Nassehi, *Geschlossenheit und Offenheit*,

Frankfurt a.M. 2003, 235.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Boris Wilke, *Der Kaschmirkonflikt. Ursachen, Dynamik und Perspektiven*, in: *Reader Sicherheitspolitik Ergänzungslieferung* 5/02, 17-24. Vgl. Julia Eckert, *Der Hindu-Nationalismus und die Politik der Unvereinbarkeit. Vom politischen Nutzen eines (vermeintlichen) Religionskonflikts*, in: *Aus Politik und*

*Zeitgeschichte*,

B 42-43/2002, 23-30.

<sup>8</sup> Amartya Sen, *Chili and Liberty. The Uses and Abuses of Multiculturalism*, in: *The New Republic Online* ([www.tnr.com/docprint.mhtml?i=20060227&ts=sen022706](http://www.tnr.com/docprint.mhtml?i=20060227&ts=sen022706), abgerufen 22.2.2006). Vgl. auch ders., *Identity and Violence. The Illusion of Destiny*, New York 2006.

<sup>9</sup> Beide Zitate Armin Nassehi, *Differenzierungs-*

*folgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne*, Opladen 1999, 224f.

<sup>10</sup> Vgl. Nassehi, *Anm.* 6.

<sup>11</sup> Vgl. Arnold Angenendt, *Christentum und Akkulturation*, in: Wilhelm Geerlings/Josef Meyer zu Schlochtern (Hg.), *Tradition und Innovation. Denkansätze für Theologie und Kirche* (= FS Pottmeyer), Paderborn 2003, 9-32.